

Heimatsuche und der Weg zu Gott

Marianische Impulse für eine nicht sesshafte Kirche

Unter dem Druck der Mobilität gedeiht eine neue Sehnsucht nach Heimat.

Die biblische Botschaft verortet den Menschen jedoch in der beweglichen Beziehung zu Gott. Maria, die ein Leben lang unterwegs war, verkörpert das exemplarisch. Biblisch-pastorale Überlegungen zwischen Milieusensibilität und der Aufforderung zum Aufbruch.

Kuckucksuhr, trägt leider manches Mal auch Springerstiefel und schreit Parolen an der Theke.

Heimat ist eine neue offene Baustelle. Sie ist jenseits von Debatten um Kitsch, Klischee und Kampfausrüstung wieder gefragt. »Die Gesellschaft muss ein vernünftiges Heimatbewusstsein

»Heimat ist eine neue offene Baustelle.«

Neues Interesse an Heimat

Heimat ist cool. So cool, dass eine Zigarettenfirma Schlüsselanhänger mit der Aufschrift »Heimat« in ihrem Internetshop verkauft – und die Zielgruppe bei jungen Menschen findet. Heimat ist in aller Munde. Es gibt eine neue Begeisterung um das Wort »Heimat«. Im Jahr 2004 wurde es bei einer Umfrage des Sprachrats auf Platz vier der schönsten deutschen Worte gewählt.

Heimat klingt, als könne man Verlorenes wieder nach Hause holen. Wenn der Arbeitsmarkt in erster Linie Mobilität fordert, klingt »Heimat« nach den Wurzeln, die nirgendwo so selbstverständlich mehr geschlagen werden können. Sie klingt nach Hansi Hinterseer und Carmen Nebel, nach Betonbauten oder Deichwiesen, sie schlägt und ruft mitunter im Takt einer

zurückgewinnen«, kommentiert der Hessische Rundfunk seine Sendereihe »Heimat als neues Lebensgefühl«, die im Hörfunkbereich Religion übertragen wird. Autorinnen und Autoren sind dafür auf Heimatsuche gegangen.¹ Ihre Reihe fragt: Wie viel (spirituelle) Heimat braucht die Seele, um zur Ruhe zu kommen? Ist Heimatlosigkeit der Preis der Moderne? Nein, sagt der Soziologe Gerhard Schulze. Die mobile Generation macht nicht heimatlos. Wohl fordert sie neue Fähigkeiten ein, »weil wir jetzt in einer Situation sind, wo es auf Begegnung ankommt«, so Schulze. Birgit Schönberger stellt in ihrer Folge Günter Funke, einen Vertreter der Logotherapie, vor, den sie sich als Interviewpartner gewählt hat. Anknüpfend an einen Buchtitel seines Lehrers Viktor E. Frankl betont der Psychologe und Theologe Funke: »Der Seele Heimat ist der Sinn«

– und im Umkehrschluss: Sinnlosigkeit macht heimatlos.

Biblische Heimatlosigkeit

Heimat mag für die eigene Biografie als ein Wert erscheinen, vor Gott gilt sie kaum. Im Gegenteil: Die Bibel ist voller Geschichten, in denen Heimat mehr Hindernis denn Heil darstellt. Noah muss auf einem Schiff wegfahren, um gerettet zu werden. Abraham zieht ins gelobte Land. Mose übertritt seine Grenzen, treibt die Schafe über die Steppe hinaus und begegnet dort Gott. Rut weiß sich persönlicher Bindung mehr verpflichtet als dem Boden, auf dem sie aufwuchs: Die an Gott glauben, sind überall und nirgendwo daheim. Vorausgesetzt, sie wissen, was sie suchen. Wer das immer Mehr sucht, kommt nie an. Wer Gott sucht, hat ein Ziel – erzählt das Erste Testament.

Bewegung, Aufbruch und Heimatlosigkeit werden geradezu Markenzeichen der Christinnen und Christen der ersten Zeit. Wen Jesus beruft, der hat alles und zwar sofort aufzugeben. Mein Kollege Michael amüsiert sich immer wieder königlich über die mittelalterliche Wallfahrts-tradition, wobei der Stein verehrt wurde, den der Menschensohn nicht hatte, um sein Haupt darauf zu betten. Das wirkt sicher komisch. Andererseits ist es wichtig – und wie man an sei-

**»Jede Fremde
ist für sie Vaterland.«**

nem Beispiel sieht, wirkungsvoll –, daran zu erinnern: Wenn man die Sache ernst nimmt, gibt es keine christlichen Kuschelkissen mit der Aufschrift »Home, sweet home«.

Im Diognetbrief um das Jahr 150 werden die Christen so beschrieben: »Jede Fremde ist für sie Vaterland und jede Fremde ist ihnen Heimat.«

In diesem Sinn steigt auch die Rundfunkreihe ein: Mit einem Beitrag Bernardin Schellenbergers² über die Heimatsuche der Christen. Nein, Christinnen und Christen kennzeichnen nicht Kuckucksuhr und Stammtisch. »Denn wir haben hier keine Stadt, die bestehen bleibt, sondern wir suchen die künftige«, formuliert der Hebräerbrief (Hebr 13,14).

Der glaubende Mensch lebt im Bewusstsein, dass er auf der Erde keine Heimat hat. Bernardin Schellenberger sagt es mit der christlich inspirierten französischen Dichterin Marie Noël: Der glaubende Mensch sucht einen »ewigen Punkt der Bleibe«. Und er illustriert diese Aussage mit dem Seewandel des Petrus (Mt 14,25–31): Der »Punkt«, wo Petrus eine Bleibe vermutet, ist das »Komm!« Jesu. Solange er diesem Bezugspunkt als Ziel seines Weges traut, steht er stabil. Als er diesem Bezugspunkt zu trauen aufhört, sinkt er unter Wasser.

Es gibt ähnliche Schriftstellen, in denen Gott Vater oder Gott Sohn einen solchen Bezugspunkt anbieten. »Geh in das Land, das ich dir zeigen werde«, ist so eine. Oder: »Folge mir nach.« Oder aber: »Fürchte dich nicht, Maria, denn du hast bei Gott Gnade gefunden.«

Andere Zeiten

An der Wand in meinem Arbeitszimmer hängt der Adventskalender des evangelischen Verbandes »Andere Zeiten e.V.«. Ich mag diesen Verband gern – er versucht, kirchliche Feiertage als »heilige Zeiten« im ursprünglichen Sinn präsent zu machen, zu »präsentieren«, auch mit aktuellen Bild- und Textbezügen. Ein Mittel dazu ist der Adventskalender.

Der Kalender begann in einem der vergangenen Jahre am Ersten Adventssonntag. »Verkündigung« war die Überschrift über diesen Tag.

Das Bild zeigte – Maria, möchte ich sie nennen. Eine junge Frau heutiger Tage in einem spärlich erleuchteten Zimmer heutiger Tage, hell möbliert. Den Holzfußboden staubsaugt diese junge Maria gerade und schaut überrascht auf – die Tür steht offen, ein Lichtschein fällt ins Zimmer. Ja, so kann man die biblische Szene ins Heute setzen. Eine Frau, zu Hause, eben nicht in die Lektüre eines frommen Buches vertieft, wie viele ältere Darstellungen die Verkündigung an Maria durch den Engel Gabriel zeigen. Nein, überhaupt kein Engel ist zu sehen – obwohl man ihn auf dem modernen Foto fast sprechen hören kann. Eine Alltagsbeschäftigung, die Sorge um ein eigenes Zuhause, ein Heimatbezug liefert den Kontext.

Bei welcher Tätigkeit der Engel Maria auch unterbrochen haben mag, als er sie besuchte – er hat sie wenigstens angetroffen. (Am Rand: Nur

»Sorge um ein eigenes Zuhause«

böse Zungen behaupten, Maria wäre für eine Verkündigung heute gar nicht mehr offen, wenn sie Vorsitzende eines mittelgroßen Pfarrgemeinderates wäre – dann würde sie nämlich nur von Termin zu Termin hetzen und wäre kaum mehr anzutreffen.) Maria hatte eine Heimat in Nazaret, vermutlich im Elternhaus. Wir wissen wenig von ihr, wissen nichts von ihren Eltern (außer dem, was die Legende von ihrer Geschichte weit ausgeschmückt hat), wissen wenig von ihrem Haus (von dem auch nur die Legende erzählt, es sei im 13. Jahrhundert von Engeln ins italienische Loreto gebracht worden – selbst die Heimat Mariens hat in christlicher Prägung sozusagen den Aufstand aus der Heimat gepopt).

Bei diesem Haus aus Nazaret sprechen wir von ihrem Wohnhaus, in dem Maria wahrscheinlich schon als Kind aufwuchs, aus dem heraus sie von Gott erwählt und Josef zur Frau

gegeben wurde. Ein anderes Haus Mariens fand in diesen Tagen neue Aufmerksamkeit. Dieses steht in Ephesos. Dort soll Maria ihren Lebensabend verbracht haben. Papst Benedikt XVI. besuchte das Haus bei seiner Apostolischen Reise in die Türkei und feierte hier eine Messe.

Von Nazaret nach Ephesos

Von Nazaret nach Ephesos – dazwischen liegt ein Weg. Es ist ein adventlicher Weg, denn er beginnt mit einer Erwartung – dem »Advent« im Wortsinn – und endet mit einer Ankunft, die weiterhin Verheißung birgt.

Ab dem Zeitpunkt der Verkündigung ist Marias Leben in Bewegung. Sie eilt sofort zu Elisabeth. Das ist ihre Verwandte, eine ältere Cousine vielleicht. Der Anruf Gottes lässt sie nicht in Ruhe. Er drängt nach Aufbruch, danach, andere Ziele, andere Menschen, andere Umgebungen aufzusuchen.

Dann begibt sich Maria wieder nach Hause, sie will Josef heiraten und in Ruhe Mutter werden. Doch ihre Pläne werden erneut durchkreuzt. Wieder muss sie sich auf den Weg ma-

»der größtmögliche Fall von Vertreibung, Heimatlosigkeit und Verlust«

chen, diesmal mit Josef zusammen nach Betlehem, wo ihr Kind dann zur Welt kommt (Lk 2). Heimatloser als bei dieser Geburt kann man nicht sein. Ist noch das Museum ohne den Stein einen kleinen Lacher wert – die Krippe müsste uns erschauern lassen. Was mittlerweile als Holzschnitzerei und in Plastikspielzeug nachgebildet wird, ist der größtmögliche Fall von Vertreibung, Heimatlosigkeit und Verlust, den man sich vorstellen kann.

Kurze Zeit später geht Maria in den Tempel: Dort erlebt sie die Verheißung, sie werde einen Weg gehen, auf dem ihr Schwerter durch die Seele dringen werden (Lk 2). Schon kommt der Ernstfall zur Ankündigung: Die heilige Familie muss nach Ägypten fliehen (Mt 2), um der Machtgier des Königs Herodes zu entkommen. Als der Todfeind tot ist, führt ihr Weg zurück nach Nazaret, in die Heimatstadt (Mt 2).

Die Eltern des göttlichen Kindes sind weiter mit ihm auf seinem Lebensweg. Er führt mit dem zwölfjährigen Jesus zur Wallfahrt nach Jerusalem. Auf der Reise macht der Junge sich selbstständig, bleibt »zu Hause« bei seinem Vater. Aus Sorge um ihn legen Maria und Josef zweieinhalbmal den Weg Nazaret – Jerusalem zurück (Lk 2).

Der Weg zur Hochzeit von Kana war kein so weiter Pilgerweg, jedoch ein Weg der Entscheidung und des Glaubens. Gemeinsam mit den

»Zu Hause bei Gott – endlich.«

Verwandten geht Maria später Jesus nach, weil sie glaubt, dass sie ihn vor seiner Botschaft, vor sich selbst und vor dem Gerede der Menschen schützen muss – Maria will ihn nach Hause holen (Mt 12,46).

Der schmerzvollste Weg, von dem das Neue Testament erzählt, führt mit Jesus nach Golgota bis unter das Kreuz, wo Maria den toten Sohn vom Kreuz herab in den Schoß gelegt bekommt (Joh 19). Dort beginnt ein neuer Weg: Sie wieder eine Mutter, ein anderer Sohn, den der Weg der Verkündigung von der Botschaft Jesu weitertreibt, vielleicht nach Ephesos, wer weiß. Doch zunächst sammelt sie sich gemeinsam mit den Jüngerinnen und Jüngern Jesu nach seiner Himmelfahrt im Jerusalemer Versammlungshaus. Sie wird zur prägenden Figur auf einem neuntägigen Gebetsweg auf Pfingsten zu (Apg 1).

Mit Marias Tod beginnt ihr letzter Weg, der sie zu Gott bringt – mit Leib und Seele. Ihre Ankunft in der ewigen Heimat verheißt allen Menschen solche Zukunft. Zu Hause bei Gott – endlich. Unendlich.

Im Wort zu Hause

Es scheint, dass Maria den Begriff »Heimat« anders beschreiben würde denn als Idylle oder rückwärtsgewandte Sehnsucht. Käme sie als Interviewpartnerin in einer Folge der Rundfunkreihe zu Wort – was würde sie sagen?

Von ihren Eltern, wie wenig wir auch von ihnen wissen, wird sie gelernt haben, dass man im Wort zu Hause sein kann. Ihr Loblied auf Gott, das Magnificat, lässt viele Zitate und Anspielungen auf Gesetz und Propheten ihrer jüdischen Religion erkennen. Die Bibel würde sie weniger als ein Buch beschreiben denn vielmehr als ein Haus, in dem sich eine Heimat finden lässt. Eine Heimat, die »übers Gebirg« begleitet, zur Cousine, selbst auf die erfolgloseste Mission, einen Sohn zurückzugewinnen, auf den Weg, auf dem neben ihr sich ihr Sohn an seinem Kreuz

»Bibel als ein Haus, in dem sich eine Heimat finden lässt.«

abschleppt, auf den Weg aus der Trauer, auf den Weg in die Kirche. Nur mit Gott im Hintergrund scheint es sich zu Gott aufbrechen zu lassen. Bei ihm lässt sich zu Hause sein.

Dass man Gott nicht festhalten kann, würde sie erzählen, und dass seine Heimat die ganze Welt ist. Besonders an zwei Situationen, bei der Wallfahrt nach Jerusalem und der Unternehmung, den Sohn zurückordern zu wollen, wurde ihr klar, dass Gottes Sohn in der Welt anders zu Hause ist, als weltliche Maßstäbe das vorge-

ben: Jesus drängte es nicht nach Heim und Herd, sondern zu Gebet und Gottesnähe. Damit bestätigte er alle Menschen, die bereits zu Gott aufgebrochen und im Unterwegs zu Hause waren: Noah, Abraham und Mose, Rut und die ersten Christen, viele Christen auch sicher heute noch, die vielleicht nicht in den westeuropäisch-

»Wo ich Gottes Nähe spüre,
ist meine Heimat.«

kirchenstrukturellen Blick geraten. Wo ich mit Gott spreche, kann ich zu Hause sein. Wo ich Gottes Nähe spüre, ist meine Heimat. So würde es Maria schildern.

Maria würde möglicherweise in ihrer Folge aus der Heimat-Reihe dem Soziologen Schulze recht geben. Begegnung schafft Heimat. Diesen Satz könnte Maria unterstreichen. Die Begegnung mit dem Engel Gottes hat ihrem Leben einen tragenden Grund gegeben – mehr, als jedes »home, sweet home« das könnte. Es ist ihr »ewiger Punkt der Bleibe«, dem sie bis zum Ende vertraut.

Keine Heimat im Schmerz

Marias Weg führt durch Phasen der Heimatlosigkeit – zumindest, wenn man sie an Orten festmacht – und durch Phasen des Schmerzes. »Es gibt keine Heimat im Schmerz mehr – nicht, ohne sich anzulügen«, schreibt der Autor Thomas Lang in seiner Kurzgeschichte »Von Zinnen«. Maria hat zuviel Schmerz erlebt – sieben Schwerter, die ihr durch die Seele drangen –, als dass sie abstreiten würde: Schmerz kann in die totale Hoffnungslosigkeit führen, in die Heimatlosigkeit. Er kann dazu drängen, den Ausweg – wie in der Kurzgeschichte – nur noch im Tod zu sehen. Es gibt Menschen, die können nur leben,

indem sie sich ständig selbst belügen. Maria aber wüsste, wo sie solchen Menschen eine Heimat vermitteln könnte: In der Ehrlichkeit, in der ihr Sohn sein Leben für die Menschen gab. Die Begegnung mit dem Auferstandenen hat ihr am Ende in allem Verlust eine neue Geborgenheit des Glaubens geschenkt. Die Begegnung mit der Außenwelt gab den österlich erlöst und

»Sinn schafft Heimat.«

pfingstlich motivierten Jüngerinnen und Jüngern die Beheimatung in ihrem Leben der letzten drei Jahre zurück – und ihnen allen gemeinsam die Kirche als neue Heimat, die Gemeinschaft in Jesu Namen.

Als ihr Sohn starb, suchte sie Sinn. Noch sterbend vermittelte Jesus ihn ihr: »Frau, siehe, dein Sohn!«, so schaffte er eine neue Bindung zwischen ihr und seinem Lieblingsjünger Johannes. Maria würde dem Psychologen und Theologen Funke zustimmen: Die neue Beziehung schaffte Sinn. Sinn lässt mich zu Hause sein, Sinn schafft Heimat. Diese Art von Heimat wandert mit – vielleicht bis nach Ephesos, um dorthin mitzunehmen, was mich zu Hause sein lässt. Meinen Gott. Sein Wort. Die Gemeinschaft in seinem Namen.

Im Unterwegs zu Haus

In der Geschichte der Theologie ist Maria zum Sinnbild der Kirche geworden – zur Mutter und Leitfigur einer pilgernden Kirche, einer Kirche im Unterwegs zu Haus.

Es ist sicher richtig und wichtig, dass die Kirche heute untersucht: Wer ist denn eigentlich bei uns zu Hause? Und wer könnte wie bei uns Heimat finden? Aktuell gibt die Sinus-Milieustudie darüber Aufschluss, welchen »Milieus« die

Menschen angehören, die in einem Gemeindegebiet wohnen. Da gibt es alles Mögliche zwischen Traditionsverwurzelten und modernen

»Wer könnte wie bei uns
Heimat finden?«

Performern, Hedonisten und Etablierten, bürgerlicher Mitte und Experimentalisten – Begriffe aus Soziologie und Marketing, die das Sinus-Forschungs-Institut auf die Kirche anwandte. Kirchliche Auftraggeber erheben straßenzugweise, ob die Menschen dort Hansi Hinterseer oder wen anders mögen, ob sie unter Kuckucksuhren oder an Stammtischen sitzen. Es ist gut, wenn die pilgernde Kirche sich aufmacht zu den

Menschen und sie genau in den Blick nimmt.

Eine Kirche, die prüft, wo die Menschen ihre Heimat haben, braucht ergänzend dazu die andere Perspektive. Sie braucht den Blick auf Maria, die mit Gott zu Gott unterwegs ist. Maria auf ihrem Lebensweg trägt, begleitet, folgt und bezeugt Jesus Christus. Dieses Moment darf nicht fehlen – der Aufbruch, der Weg, der »ewige Punkt der Bleibe«. Für jeden Menschen, der dorthin unterwegs sein möchte.

Angela M.T. Reinders, Dr. theol., Studium der katholischen Theologie in Bonn und Münster, ist Redakteurin und Lektorin beim Verlag Bergmoser + Höller in Aachen. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Religionspädagogik und Medienethik.

¹ Klaus Hofmeister/Lothar Bauer-ochse (Hg.), Wissen, wo man hingehört. Heimat als neues Lebensgefühl, Echter Verlag, Würzburg 2006. Der Band erschien zur gleichnami-

gen Sendereihe auf dem Kultursender hr2 (Hessischer Rundfunk).

² Schwabe, geb. 1944, 18 Jahre Franziskaner, neun Jahre Seelsorger

in einer Gemeinde und acht Jahre Hausmann, davon sieben Jahre verheiratet.